

Werk

Titel: Das Gutenbergische Missale

Autor: Hupp, Otto

Ort: Leipzig

Jahr: 1903

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338182551_0020|log48

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Das Florentiner Manifest ist offenbar weit verbreitet gewesen; sonst besäßen wir es nicht in fünf Fassungen. Es muß sofort durch den Druck publiziert worden sein, und zwar in lateinischer Sprache; nur so konnte es wirken. Man begreift leicht, wie der Kompilator sein Exemplar erlangte. Die Stücke aber, die den Einzug Karls in Rom, seinen dortigen Aufenthalt und den Anfang des neapolitanischen Feldzugs betreffen, wurden, wie wir sahen, in französischer Sprache veröffentlicht. Was nun unser Gewährsmann bietet, ist keine Uebersetzung, sondern theils Parallelfassung, theils Auszug. Derselbe Stoff, in derselben Reihenfolge wird in verschiedener Form, mit Abweichungen im einzelnen, im ganzen in Uebereinstimmung wiedergegeben. Dürfen wir annehmen, daß im Hauptquartier des Königs selbst, daß in seiner Kanzlei, wo die Vorlagen der französischen „Zeitungen“ entstanden sind, gleichzeitig in lateinischer Sprache dieselben Berichte abgefaßt wurden, auch für den Druck, um das gesamte Publikum Westeuropas von den Erfolgen Karls VIII zu unterrichten? Diese Vermutung dürfte nicht zu kühn erscheinen, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Interesse die französische Heeresleitung bei der ringsum lauernden Feindschaft haben mußte, daß ihre diplomatischen und militärischen Thaten der ganzen gebildeten Welt bekannt wurden, und zwar so schnell als möglich. Bewiesen würde die Kombination sein, wenn einmal die Stücke, welche die Inkunabel vereinigt, ebenso d. h. als Einzeldrucke auftauchen würden, wie das mit der französischen Fassung der Fall gewesen ist.

Noch eine Frage drängt sich auf: Was bewog den Sammler seinem Depeschen- und Aktenbündel eine astrologische Weissagung anzuhängen, die nach all den ernsten Dingen unser Lächeln erregt mit dem bösen christenfeindlichen König Q, dessen Schrecklichkeit durch den Statthalter R nebst Gemahlin F gemildert wird, und mit dem Befreierkönig P nebst seinem Locumtenens C? Ich denke, er, der doch wohl zugleich der Herausgeber war, wollte seine Kollektion auf den Markt bringen, ehe weitere große Ereignisse, die zu erwarten standen, den bis dahin gesammelten Nachrichten den Reiz des Neuen abstreiften; um aber die gespannte Neugier einer gläubigen Mitwelt wenigstens einigermaßen zu befriedigen, gab er den trefflichen Albumasar mit in den Kauf, der in fürchterlichstem Latein so herrlich orakelt: *Anni XCVI grande spectaculum orietur. Unter das Ganze setzte er dann mit Genugthuung sein ehrliches niederdeutsches: Al gebuuckt dat dar is.*

Marburg i. H.

Aug. Reuter.

Das Gutenbergische Missale.

Zu der in der vorletzten Nummer des Centralblattes unter dem Titel: Das vermeintlich Gutenbergsche Missale, von Dr. Zedler erschienenen Besprechung meiner Schrift: Gutenbergs erste Drucke,

möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Herr Dr. Zedler hat meine Arbeit so eingehend, gewissenhaft und sachlich beurteilt, als es ihm möglich war; ich danke ihm manche Anregung und Aufklärung. Aber zum Aufgeben meiner Position, die die einzige ungezwungene Lösung einer langen Reihe seltsamer, in dieser Form nur in diesem Missale vorkommenden technischen Rätsel bietet, der sich keinerlei innere Unwahrscheinlichkeiten entgegen stellen, und die zudem aus mehreren mir ferner liegenden Gesichtspunkten von sehr bekannten Fachleuten gestützt wird — dazu könnte mich doch nur ein Gegenbeweis und nicht die Aufstellung einzelner abweichender Ansichten vermögen. Einen Gegenbeweis aber hat Herr Dr. Z., wie er zugeben wird, nicht erbracht; er hätte sich sonst gewiß kürzer gefaßt. Seine Meinungen im einzelnen zu widerlegen halte ich hier nicht für angezeigt. Ich habe in oben erwähnter Schrift meine Anschauungen bestimmt formuliert, Dr. Zedler die seinigen im Centralblatt gleichfalls, wer sich also für die Sache besonders interessiert, möge sich durch Vergleichung selbst ein Urteil bilden. Nur auf den Kernpunkt der Zedlerschen Schrift muß ich eingehen. Herr Dr. Zedler sagt: 1. „Das Missale ist ganz fraglos ein Basler Druck und, da es vor dem 31. August 1468 vollendet gewesen sein muß,¹⁾ unstreitig der älteste Basler Druck, den wir nachweisen können“ (a. a. O. S. 54). 2. Die Missalien „sind ohne Zweifel für die Geschichte des ältesten Buchdruckes von besonderem Interesse, aber mit Gutenberg haben sie nichts weiter zu schaffen, als daß die Type in seiner Druckerei hergestellt worden ist“. (S. 55.) 3. „Daß die Type des Missale die früheste Stufe der Psaltertype ist, dafür hat Hupp durch den statistischen Nachweis über das Verhältnis der Versalie M . . . einen überzeugenden Beweis erbracht.“ (S. 39.)

Also: die Type rührt von Gutenberg her; sie ist die Vorstufe der Psaltertype von 1457, und der mit ihr ausgeführte Druck muß vor dem 31. August 1468 stattgefunden haben! Diese Resultate der Forschungen eines Gegners, der nach seinen eigenen Worten: „das so wertvolle Missale speciale . . . in der Hof- und Staatsbibliothek zu München mehr als vierzehn Tage eifrigst studiert hat“, kommen mir nach dem, was von bibliographischer Seite zuweilen wider meine Aufstellung geschrieben wurde, wie eine Genugthuung vor.

Allerdings wehrt sich Herr Dr. Zedler heftig gegen meine Folgerung: es möchte das Buch, das mit einer nachweislich vor 1453²⁾ von Gutenberg geschaffenen Type nachweislich zu Lebzeiten Gutenbergs gedruckt (oder doch zu drucken begonnen) wurde, eben von Gutenberg selbst, und zwar vor 1453 gedruckt worden sein. Freilich ist kein

1) Wegen des an jenem Tage in der Erzdiözese Mainz und allen ihren Suffraganbistümern eingeführten, im Missale jedoch noch fehlenden Festes der Praesentatio Mariae.

2) Weil spätestens 1453 schon der Schnitt der Vermehrungen und Verbesserungen dieser Type für den am 14. August 1457 beendeten Psalterdruck begonnen haben muß (s. m. Abhndlg. Gutenbergs erste Drucke, s. 39).

direkter Beweis möglich. Aber es sprechen doch viele Wahrscheinlichkeiten dafür, und anderes läßt sich nur durch diese, wie ich meine, nicht eben von vornherein absurde Anschauung erklären. — Herrn Dr. Zedlers Angriffe gegen diese Wahrscheinlichkeiten kommen mir nicht sehr erfolgreich vor. So bringt er z. B. auf S. 48 für den von Abbé Misset geführten Nachweis, daß das Missale inhaltlich der Diözese Konstanz angehöre, weitere sehr interessante und dankenswerte Belege bei, schließt aber daran: „Misset, der uns nachweist, daß dem Rosenthalschen Drucke das Konstanzer Missale zu Grunde liegt, hätte uns doch erklären müssen, wie denn Gutenberg vor 1450 dazu gekommen sein soll, als Mainzer Drucker ein Konstanzer Missale für einen Druck zur Vorlage zu wählen“. Nach Dr. Z. ist der Druckort des Missale „ganz fraglos Basel“, und der Mainzer Drucker Gutenberg also von vornherein ausgeschlossen. Das Missale speciale verweigert bis jetzt jeden Fingerzeig über den Druckort; ich kann daher Dr. Z.'s Behauptung nicht widerlegen. Aber wäre es denn so fernliegend, anzunehmen, Gutenberg habe in der Zeit von 1444 bis 1448, wo wir von seinem Aufenthaltsorte gar nichts wissen, sich von Straßburg nach Basel gewandt und hier, wenn nicht das Buch gedruckt, so doch ein Missale erworben, dessen Handschrift ihm etwa besonders nachahmenswert für seine Typen erschien? Das will ich natürlich nicht behaupten, sondern will damit nur dem Zedlerschen „fraglos Basel“ gegenüber Stellung nehmen. Die Berufung auf die Wasserzeichen für Basel ist nicht glücklich. Zedler schreibt: „Briquet hat den Nachweis geführt, daß das Papier aus Basel oder dessen nächster Umgebung stammt, und daß das eine der im Missale vorhandenen Wasserzeichen, der Ochsenkopf mit dem Antoniuskreuz, nicht vor 1457, das andere, der Dreiberg mit dem Kreuz in der Größe, in der es im Missale Rosenthals uns begegnet, nicht vor 1464 auftaucht. Die Einwendungen, die Hupp dagegen macht, sind durchaus nichtig.“ (S. 54.) Als ich den letzten Satz gelesen, erwartete ich ein: denn . . ., oder einen sonstigen Beleg; aber es folgte nichts mehr. Meine nichtigen Einwendungen bestanden nun darin, daß ich (S. 52 m. Abhdlg.) daran erinnert hatte, jenes Papier mit dem Wasserzeichen des Ochsenkopfs mit dem Antoniuskreuz, das Briquet dem Jahre 1457 zuweist, sei mit jenem Jahre nicht etwa für Basel, sondern für Eintragungen in das Schöffnenbuch der Ortschaft Kolaczyce in Galizien belegt, es könne das Papier also leicht erheblich vor 1457 geschöpft worden sein. Daran hatte ich angeschlossen: „Und so könnte es Briquets Einwendungen gegen die (Datierung der) Ochsenkopfmarke wohl noch so gehen, wie es ihm nach eigenem Geständnis mit der Dreiberg-Marke gegangen ist, die er auch als später bezeichnet hatte, während unter seinem Schreiben Herr Bibliothekar Dr. M. Kainz dieselbe in einer Handschrift v. J. 1446 (nicht 1464!) in der Staatsbibliothek zu München fand.“ Damit wollte ich nur zeigen, daß das Papier nicht gegen meine frühe Datierung spreche, keineswegs aber dessen Ursprung aus der Gegend von Basel leugnen. Es ist aber durch den Nachweis der frühen und

weiten Versendung desselben zugleich unmöglich gemacht, das Papier als Beweis für den Druck eines Werkes in Basel in Anspruch zu nehmen, wie es Zedler (S. 22) versucht hat.

Was Dr. Z. über die technische Seite der Typenherstellung sagt, klingt fester, als es in der That ist; er bewegt sich da auf Eis. So heißt es S. 37: „Jedem Unbefangenen muß es doch einleuchten, daß diese (Missale-) Type, der abgesehen von x und y alle Nebenformen der kleinen Buchstaben fehlen, die aber an sich tadellos gegossen ist und in nichts einen Anfänger verrät, nicht die Gutenbergsche Urtype sein kann.“ Warum denn nicht? es ist an sich schon wahrscheinlich und durch den Zedlerschen Fund des astronom. Kalenders für 1448 geradezu bewiesen, daß die „Nebenbuchstaben“ als eine nebensächliche, lediglich der besseren Raumverteilung dienende Vermehrung der Schrift erst nach Vollendung der Hauptformen geschaffen wurden. Im Kalender für 1448 erscheinen sie weit unvollkommener, als in der 42 zeiligen Bibel und im Psalter. Wenn sie nun im Missale noch rudimentärer, nicht als eigene Stempel, sondern nur als vereinzelte, mit der Hand abgefeilte Typen auftreten, so muß der Unbefangene meines Erachtens darin den Anfänger sehen und zu einem anderen Schlusse kommen, als Dr. Z. meint. Und warum sollen die Typen des Missale nicht gut gegossen sein? Einem Manne wie Gutenberg, der sich laut urkundlichem Zeugnis seit dem Jahre 1436 mit Druckversuchen beschäftigte, ist es doch zuzutrauen, daß er nach einem Jahrzehnt eine gute Type zu gießen imstande war.

Dann frischt Dr. Z. die Behauptung wieder auf, die sonst nirgends als im Missale nachgewiesene wunderliche Nebenform des r sei nichts anderes, als die rechte abgeschnittene Hälfte eines k, die dem Auge des Schriftenkundigen als Bastard erscheine. Ich verweise deshalb auf die Note 1) auf S. 97 m. Abhdlg. und füge nur hinzu, daß Albrecht Dürer, der allerdings den Begriff der Schriftkunde nicht auf Drucke und Handschriften beschränkte, jenen auf Papier seltenern, in Monumentalschriften und Siegelumschriften gar nicht seltenen Buchstaben seinen Schriftenvorlagen¹⁾ einverleibte; in alter Zeit hat man die Form also kaum als einen „wunderlichen Bastard“ angesehen.

Von dem oben bezeichneten Standpunkte aus nennt Dr. Z. meine Erklärung des Zeilenschlusses im Missale: „eitel Phantasterei und reine Konstruktion, die den in den beglaubigten ältesten Drucken vorliegenden Thatsachen geradezu ins Gesicht schlägt“. (S. 42.) Ja, wenns auf scharfe Ausdrücke ankäme, dann wäre die Frage längst entschieden. Ich habe mich nicht damit begnügt, meine Ansichten über den Zeilenschluß der ersten Druckwerke im allgemeinen und den des Missale im besondern nur in Worten auszudrücken, sondern habe eine Doppeltafel (S. 60—61 m. Abhdlg.) beigelegt, auf der jeder sehen kann, was ich meine.

¹⁾ Dürer, Unterweisung der messung, 1525, Fol. M. 11.

Dr. Zedlers Ansicht darüber haben wir eben gehört; andere urteilen anders. Doch ist mir eingewendet worden, meine Abbildungen seien nur für grobe Schriftsorten beweisend. Das ist nicht richtig. Im Texte (S. 59 m. Abhdlg.) hatte ich angezeigt, daß eben dasselbe Gutenbergische Prinzip des Zeilenschlusses in der einen, der prinziplose Zeilenschluß aber in der anderen Sorte der mit ganz kleinen Typen gedruckten Ablassbriefe von 1454 und 1455 zu sehen sei. Von diesen hatte ich deshalb keine Abbildungen gegeben, weil beide schon oft reproduziert sind, und ich für die Abbildung große Schriften vorziehen mußte, da an ihnen der Unterschied augenfälliger zu Tage tritt.

Man gestatte mir, hier noch ein paar Sätze anzuhängen, die nicht streng zu Obigem gehören, die aber jetzt, wo dem technischen Teile der großen Erfindung mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, am Platze sein dürften.

Herr Ch. Enschedé in Haarlem hatte aus einem bekannten Lobgedicht auf Peter Schöffer ersehen, daß dieser die stählernen Stempel zur Erzeugung der Matrizen erfunden habe. Enschedé folgerte: Hat Schöffer die Stahlstempel erfunden, dann hat also Gutenberg sie anfänglich nicht gekannt; hatte Gutenberg keine stählernen Stempel, dann konnte er keine kupfernen Matrizen haben: also benutzte Gutenberg bleierne Matrizen. Und nun erfindet Enschedé für Gutenberg ein merkwürdiges Verfahren zur Typengewinnung mittelst bleierner Matrizen. Gutenberg schnitt darnach jeden Buchstaben (notabene in der geringen Schriftgröße der 42 zeiligen Bibel!) aus einem Messingblech von etwa zwei Millimeter Dicke, legte dann dieses messingne Schriftauge auf Blei und drückte es mittelst eines ebenen Plättchens darin ein. So erhielt er seine Bleimatrizen. Dann goß er aus dem Gießlöffel ein ganz wenig Metall auf eine ebene Fläche und drückte die Matrize darauf. Durch diesen Abklatsch bekam er dünne Plättchen mit dem Bilde des Buchstabens, an die er mittelst eines zweiten Gußverfahrens rückseitig den eigentlichen Körper der Type angoss. Man sieht, einfach ist die Sache nicht, und das ist wohl der Grund, weshalb Enschedé, obwohl er selbst Besitzer einer Schriftgießerei ist, es unterlassen hat, seiner Abhandlung auch nur die kleinste Probe einer auf diese Weise erzeugten Schrift beizufügen. Allein sein Gedanke fand bei Dr. Zedler Anklang; denn nun glaubte dieser dem unlösbaren Zwiespalt in den bekannten Sätzen der Kölner Chronik ein Ende machen zu können. Die Holländer, so nahm er an, wären die Erfinder der abgeklatschten Buchstabenplättchen, die sie, zum Textsatze vereinigt, auf starkes Papier geleimt, eingeschwärzt und abgedruckt hätten. Gutenberg dagegen habe das Aufgießen des Stäbchens (Typenkörpers) erfunden und dadurch erst die eigentlich bewegliche Type geschaffen. Und so erfüllt ist er von dieser Idee, daß er, als er schildert, wie zum Zweck des Abklatschens etwas